Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 1

Artikel: "Die Leute sind ja noch sauberer als Schweizer!" : Farbige Praktikanten und Werkstudenten haben es bei uns nicht leicht

Autor: M.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073705

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«DIE LEUTE SIND JA NOCH SAUBERER ALS SCHWEIZER!»

Farbige Praktikanten und Werkstudenten haben es bei uns nicht leicht

Vor einem Jahr brachten wir einen Artikel von einem Schweizer, der für eine internationale Firma in Stanleyville gearbeitet hatte. Er wies auf die mannigfaltigen Schwierigkeiten hin, die ein Weisser in Afrika zu meistern hatte. Hier folgt nun die Kehrseite der Medaille: Die Verfasserin erzählt, was Farbige, die sich in unserem Land aufhalten und hier ihr Brot verdienen möchten, erleben. Sie ist im Auftrag eines grossen schweizerischen Hilfswerkes tätig. B. H.

Von M. M.

Peter stammt aus Westafrika. Er ist schon fast vierzig Jahre alt und hat seit vielen Jahren als Postangestellter gearbeitet, zuerst in Afrika, später in England. In Liverpool hatte er eine interessante, gut bezahlte Stelle, eine schöne Wohnung und viele Freunde. Im letzten Sommer kam er für einige Tage in die Schweiz.

Während diesen Ferien besuchte er den Arbeitsminister seines Landes, der an einer Konferenz in Genf teilnahm. Er ist ein Verwandter von Peter und stellte diesem eine Stelle beim Diplomatischen Corps seines Heimatlandes in Aussicht – falls er innert nützlicher Frist Deutsch und Französisch lerne.

Kurz darauf sprach Peter mit einem Schweizer, den er in einem Café traf, und erwähnte etwas über seine Zukunftspläne. Der Schweizer, ein Staatsbeamter, kam in Eifer: «Sie müssen unbedingt in die Schweiz kommen! Da können Sie Sprachen lernen. Hier ist es leicht, Stellen zu finden. Selbstverständlich werde ich Ihnen helfen.»

Einige Briefe gingen zwischen England und der Schweiz hin und her. Schließlich kam die Nachricht, daß in der Schweiz eine Stelle für Peter gefunden sei. Dieser gab Unterkunft und Arbeit in Liverpool auf und kam in das Land, ‚wo Milch und Honig fließt' . . .

Davon spürte Peter allerdings nicht viel. Zuerst zerschlugen sich die Hoffnungen auf die Stelle, wegen der er hergekommen war. Bemühungen um eine Anstellung bei der schweizerischen Postverwaltung verliefen im Sand: «In Ihrem Spezialgebiet sind bis jetzt noch nie Ausländer eingestellt worden. Natürlich hätten wir Arbeitskräfte nötig, aber der Entscheid hängt von der obersten Direktion ab.» Und diese Direktion brauchte nun leider Wochen, um festzustellen, daß ein Ausländer aus prinzipiellen Gründen nicht in Frage komme, weil die Sabotagegefahr im Kriegsfalle zu groß wäre.

Inzwischen war das Besuchervisum beinahe abgelaufen. Es hieß nun, schnell zu handeln und irgendeine Stelle als Hilfsarbeiter zu finden, damit Geld hereinkäme und ein Gesuch um Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung gestellt werden könnte.

Wir telephonierten stundenlang, bis sich endlich jemand bereit erklärte, Peter als Hilfsmagaziner auf die Weihnachtszeit hin einzustellen. Große Freude. Aber wir hatten nicht mit der Fremdenpolizei gerechnet. «Es kommt

gar nicht in Frage, daß er hier bleibt», hieß es. «Wir haben genug Leute, die solche Arbeiten verrichten können. Warum sollten wir da einen Afrikaner brauchen? Außerdem sind gar nicht so viele Stellen frei, wie man immer behauptet. Ja ... wenn er ein dringend benötigter Spezialist wäre.»

Mehrmalige Vorsprachen bei der Fremdenpolizei ergaben schließlich das Resultat, daß Peter die Erlaubnis erhielt, während des Monats Dezember als Hilfsarbeiter hier zu bleiben, um sich wenigstens das Geld für die Rückreise nach England zu verdienen.

Und einige Tage später kam noch eine Konzession: «Peter darf bis Ende Januar in der Schweiz bleiben, da man ihn nicht ausgerechnet an den Festtagen über die Grenze schieben will. Aber eine weitere Aufenthaltsbewilligung kommt nicht in Betracht, da das Gesuch nicht vor der Einreise gestellt worden ist.»

Peter arbeitet. Von morgens 5.30 Uhr bis nachmittags 3 Uhr schleppt er Lasten, putzt, verpackt und verrichtet alle möglichen, ihm ungewohnten Arbeiten. Mit den andern Arbeitern versteht er sich gut, doch hat er den Eindruck, daß der Chef mit ihm besonders streng sei. Er beißt auf die Zähne. 500 Franken im Monat bedeuten viel für ihn. Anfragen bei der Post in England haben ergeben, daß sein alter Arbeitsplatz bereits besetzt ist und daß eine anderweitige Beschäftigung wegen der dort herrschenden Arbeitslosigkeit nicht in Frage kommt.

Der 31. Dezember ist vorüber. Peter ist verzweifelt, denn er weiß wirklich nicht, was er anfangen soll. Soll er bleiben? Soll er nach England? Oder nach Afrika, ohne sein Ziel erreicht zu haben? Die ganzen Feiertage hat er in seinem Zimmer gesessen und Trübsal geblasen.

Schließlich haben wir einen anderen Gedanken. Es gelingt uns, eine Stelle als Hilfsarbeiter in einem anderen Kanton zu finden. Eine soziale Organisation ist bereit, die von der Fremdenpolizei verlangten Garantien, wie zum Beispiel Bezahlung der Rückreise bei Schwierigkeiten, zu stellen. Ein neues Gesuch um Aufenthaltsbewilligung wird im andern Kanton ordnungsgemäß eingereicht.

Inzwischen hat Peter erfahren, daß die Stelle als Hilfsmagaziner, die er im Dezember innehatte, für den Januar nicht verlängert werden könne, da nach den Festtagen weniger Arbeit vorhanden sei. Er muß also auf die

neue Stelle warten, ohne arbeiten zu können, aber er hofft auf eine schnelle Erledigung seines Gesuches.

Peter sitzt in seinem kleinen, spärlich eingerichteten Zimmer, hat kein Geld und grämt sich. Was soll mit ihm geschehen? Wird er jemals eine Bewilligung erhalten? Die 500 Franken mußte er bereits anzehren. Die neue Stelle in einem modern eingerichteten Drukkereibetrieb würde ihm außerordentlich gut gefallen. Wenn er nur wirklich arbeiten dürfte!

Weitere Anfragen bei der Fremdenpolizei bleiben ohne Ergebnis bis schließlich der neue Arbeitgeber anruft und mitteilt, daß man ihm gesagt habe, eine Bewilligung des Gesuches komme wahrscheinlich nicht in Frage, da genügend Italiener und Griechen in der Schweiz seien, die solche Arbeiten ebenfalls verrichten könnten.

Peter ist verzweifelt. «Warum dürfen alle arbeiten, nur ich nicht? Was habe ich verbrochen? Ist es wegen meiner Hautfarbe oder hat man sonst noch etwas gegen mich?» – Was soll ich ihm sagen?

Die Bemühungen führen zum Ziel: Am 31. Januar, im letzten Augenblick, erhält Peter die Aufenthaltsbewilligung. Er jubelt am Telephon, als er die Mitteilung erhält. «Morgen arbeiten! Morgen arbeiten! Ich muß mich beeilen und meine Koffer packen, denn ich möchte zur rechten Zeit am neuen Ort sein. Sie sollen mit mir zufrieden sein!»

Inzwischen hat sich Peter gut eingelebt. Er wohnt bei einem Arbeitskollegen, und die Berichte des Chefs sind zufriedenstellend. Die Kinder des Quartiers haben ihre helle Freude an dem fröhlichen Neger und holen ihn jeden Tag scharenweise von der Arbeit ab.

Schwester Susie

Schwester Susie leitete schon mit zwanzig Jahren eine eigene Entbindungsklinik, die ihr reicher Vater für sie hatte einrichten lassen. Sie hatte in ihrer Heimatstadt die Schwesternschule und einen Hebammenkurs besucht und war dann aufs Land gezogen, wo sie das kleine Spital übernahm.

Ihr Leben war ausgefüllt und reich. Sie hatte Zeit und Muße für Liebhabereien, bewohnte einen kleinen, hübschen Bungalow, und ein junges Mädchen, mit dem sie befreundet war, führte ihr den Haushalt.

Wenn sie Lust hatte, fuhr sie in die Stadt, um sich wieder ein paar neue Kleider oder Schuhe zu kaufen. Daneben aber ging sie ganz in ihrem Beruf auf. Morgens in der Frühe und abends spät kamen die Frauen aus allen Himmelsrichtungen: «Susi, hilf mir, ich glaube meine Stunde ist gekommen!» Und Susi arbeitete, tröstete und half.

Manchmal gab es Stoßzeiten: Eine Frau nach der andern kam, so daß Susie Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam und kaum Zeit fand, etwas zu essen. Und wenn sie sich dann endlich etwas niederlegen konnte, klopfte wieder das Mädchen und meldete ihr eine neue Patientin.

Aber die Frauen liebten und verehrten Susie. Weit herum war sie bekannt, und die werdenden Mütter scheuten keine Mühe, um die kleinen Menschen bei Schwester Susie auf die Welt zu bringen.

Eines Tages kam ein Brief aus der Schweiz, von Susies Bruder, der hier Medizin studiert: «Glaubst Du nicht, daß es Dir gut täte, wenn Du Dich noch etwas besser ausbilden könntest? Hier lernt man viel mehr als in Afrika, und Du wolltest ja schon lange einmal fort von zu Hause.»

Der Brief kam zur rechten Zeit: Susie hatte Streit mit ihrem Vater, der sie mit einem reichen, jungen Mann verheiraten wollte. Und das war nun die gewünschte Gelegenheit, dem Freier aus dem Wege zu gehen.

Der Abschied von den Frauen war schwer. «Was machen wir, wenn du nicht mehr da bist? Ja, natürlich haben wir die Vertreterin, aber das ist nicht das gleiche.» «Ich werde zurückkommen», versprach Susie, «ich weiß, daß ihr auf mich wartet. Aber wenn ich mehr gelernt habe, kann ich euch noch viel besser helfen. Es ist wichtig, daß ich nach Europa gehe!»

Der Anfang im schweizerischen Spital war nicht leicht. Schwester Susie mußte sich vorerst als Schwesternhilfe betätigen, da sie ja die Sprache noch nicht beherrschte. Die ehemals selbständige Klinikleiterin begann also zu putzen, zu fegen, kleine Handreichungen zu verrichten und war plötzlich in den strengen schweizerischen Alltag eingespannt. Natürlich hatte sie in Afrika auch gearbeitet. Aber wenn einmal eine flaue Stunde war, konnte sie sich entspannen und die Zeit einteilen, wie es ihr gerade paßte. Auch sonst war so vieles anders: das fremde Essen, die

Kolleginnen, mit denen sie kaum Kontakt finden konnte, das kühle, unfreundliche Wetter, das Deutsch, die warmen Kleider.

Schwester Susie mußte sich zusammennehmen. Manchmal hätte sie fast aufgegeben. Dann aber dachte sie wieder an die Negerfrauen, denen sie doch besser helfen wollte. Und sie hielt durch.

Im zweiten Jahr war schon vieles einfacher. Susie hatte die Sprache mit viel Energie in Abendkursen erlernt, aber die medizinischen Fachbücher verstehen – das ging noch sehr harzig. Dann aber kam die Begeisterung. Sie hatte nicht geglaubt, noch so viele neue und interessante Sachen lernen zu können!

Der Lohn für Schwesternhilfen war nicht schlecht. In der Lehre gab es am Anfang nur 15 Franken monatlich, nach Abzug von Krankenkasse und andern Spesen. Die Lernschwestern in England aber seien doch viel besser bezahlt, meinte sie.

Inzwischen ist die Lehrzeit von Schwester Susie bald zu Ende. Die Zwischenprüfungen hat sie gut bestanden. Sie wird von Kolleginnen, Vorgesetzten und Patienten immer mehr geschätzt und freut sich, daß sie nach Beendigung der Lehre endlich in der ersehnten Gebärabteilung arbeiten kann.

Kürzlich hat sie die Ehefrau eines Landsmannes kennen gelernt, und seither verbringt sie ihre Freizeit in dieser jungen Familie, wo sie sich ganz zu Hause fühlt.

Schwester Susie ist ein Pionierin. Sie war die erste schwarze Krankenschwester in unserem Land, und bereits sind auf Grund ihres vorbildlichen Verhaltens weitere Schwestern in andern Spitälern eingestellt worden. Nach und nach werden wir uns daran gewöhnen, daß da und dort ein schwarzer Arzt oder eine schwarze Schwester für die Patienten sorgen. Sehen diese denn nicht in ihrer blütenweißen Tracht auch ganz besonders sauber aus?

Die Seifenfabrik im Urwald

Eines Tages rief uns eine Bekannte an: «Ich erwarte den Besuch eines Häuptlings aus Afrika, den ich nicht persönlich kenne. Da ich gehört habe, daß Sie gewohnt sind, mit Afrikanern umzugehen, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich des Häuptlings etwas annehmen würden.»

Wir fanden die Sache lustig und sagten zu. Der Häuptling kam mit einer seiner vielen Frauen sowie einem Sekretär in unser Haus und wohnte einige Tage hier. Der «Oba» oder «Baba», wie er von seinem Stamm genannt wird, war ein würdiger, etwas beleibter Mann in den Fünfzigerjahren. Sein Englisch war so unvollkommen, daß man sich ohne den Sekretär kaum mit ihm verständigen konnte. Trotzdem merkte man sofort, daß er ungewöhnliche Intelligenz, Tatkraft und Lebenserfahrung besaß.

Seine Frau schätzte ich auf etwa fünfundzwanzig Jahre. Sie schien sehr unglücklich, die Schweiz gefiel ihr gar nicht, sie fror erbärmlich, wollte nichts essen und hatte schon am ersten Tag Heimweh. Da das Gespräch etwas schwerfällig war, kam mir die Idee, eine afrikanische Tanzplatte spielen zu lassen. Und da geschah ein Wunder: Die Frau begann über das ganze Gesicht zu strahlen und ... zu tanzen! Die Situation war gerettet. Von nun an fühlte sie sich zu Hause, trug meine Pullover, wenn sie kalt hatte und verschmähte die Speisen nicht mehr.

Es ergab sich fast von selbst, daß uns der Oba zu einem Gegenbesuch in seinem Dorf einlud, und, da wir ohnehin kurz vor einer Afrikareise standen, sagten wir gerne zu.

Die Reise nach dem Urwalddorf an der westafrikanischen Küste war ein Abenteuer. Vierundzwanzig Stunden fuhren wir in einem primitiven, mit schwarzen Fahrgästen vollgepferchten Boot durch die geheimnisvollen Lagunensümpfe. Es wimmelte von Krokodilen. Man hatte uns einen Teil des Bootes reserviert und mit einigen Matratzen ein bequemes Lager bereitet. Ein ganzer Haraß voll Getränke stand für uns bereit, und einige Frauen waren bemüht, mit einfachen Mitteln und auf offenem Feuer erstaunlich schmackhafte Speisen zuzubereiten. Wir waren der afrikanischen Bevölkerung noch nie so nahe gewesen wie auf dieser Bootfahrt. Wenn man sie den ganzen Tag beobachten konnte, beim Waschen, Kämmen, Zähneputzen, Essen, Schwatzen, Schlafen, spürte man immer mehr, daß sie uns trotz allen äußern Unterschieden eigentlich viel ähnlicher ist, als man glaubt.

Die Tage, die wir als Gäste unseres Oba verbrachten, waren unvergeßlich. Sein Dorf ist allen andern Dörfern in der Umgebung weit überlegen. Die Leute sind arbeitsam und haben sich im unwirtlichsten Sumpf eine blühende, reiche Pfahlbauerstadt geschaffen.

Nach einem feierlichen Mahle, das wir im Palast, zusammen mit den Ältesten des Dorfes, serviert bekamen, wurde beraten, ob eine Industrie im Dorfe eingeführt werden könnte, um dieses noch weiter zu entwickeln. Uns, die wir alles andere als Fachleute waren, schien nach gründlicher Überlegung vielleicht eine Seifenfabrik geeignet zu sein, da in jenem sumpfigen Urwald Oelpalme an Oelpalme wächst, so daß der wichtigste Rohstoff für diese Industrie, das Oel, einfach gratis im Wald geholt werden könnte.

Mit dem Oba und den Ältesten wurde nun vereinbart, daß wir versuchen würden, bei der Errichtung einer Seifenindustrie im Urwald mitzuhelfen und einen von Obas Männern für die nötige Ausbildung zu uns in die Heimat zu nehmen.

Bald nach unserer Rückkehr in die Schweiz gelang es uns, eine Stelle in einer Seifenfabrik zu finden, und einige Monate später war der junge Mann aus dem Urwalddorf auch schon da. Die Ausbildung war allerdings mit sechs Monaten eher kurz und summarisch, besonders, da Richard, so hieß er, nicht die nötige Vorbildung hatte. Vor allem die chemischen und mathematischen Kenntnisse unseres «Seifenlehrlings» ließen sehr zu wünschen übrig, hatte doch das Urwalddorf nur eine Primarschule.

Richard gab sich große Mühe. Er arbeitete in verschiedenen Betrieben der Seifenindustrie, notierte Rezepte, kaufte Lehrbücher, lernte Deutsch und ging am Ende der sechs Monate wohlversehen mit guten Ratschlägen in seine Heimat zurück.

Im Urwalddorf begann die Vorbereitung. Maschinen wurden bestellt, größere und teurere, als wir uns hier jemals vorgestellt hatten. Man baute eine schöne Fabrik auf Pfählen, stellte eine Maschine nach der andern darin auf und schloß sie an den elektrischen Strom an, der mit großen Generatoren selbst erzeugt wird. Das nötige Geld verschaffte man sich durch Fischfang.

Heute ist die Fabrik fertig, die Maschinen sind betriebsbereit, Arbeitskräfte gibt es mehr als genug. Die Seifenfabrikation kann aufgenommen werden. Der Gedanke, daß die Ausbildung Richards so kurz war, ist uns etwas unangenehm. Es wäre wünschenswert gewesen, einen schweizerischen Fachmann zur Inbetriebnahme der teuren Maschinen nach Afrika zu schicken. Dies war aber mit dem besten Willen einfach nicht möglich, da kein Seifensieder gefunden werden konnte, der in seinem Betrieb abkömmlich war.

Und kürzlich haben wir nun mit großer Begeisterung die erste Seife aus «unserem» Urwalddorf erhalten: eine richtige Toilettenseife, grün, angenehm parfümiert, mit dem Aufdruck «**Saturday Evening**»!

Patrick will Bauer werden

Letzten Sommer kam er aus Bulgarien und war fest entschlossen, nicht mehr dorthin zurückzukehren. Patrick stammt aus einer sehr reichen, angesehenen Familie Westafrikas. Sein Vater verdiente ein Vermögen als Diamantenhändler, und sein älterer Bruder ist ein hoher Regierungsbeamter. Beide taten ihr Bestes für den Benjamin. Patrick hatte eine Missionsschule besucht und arbeitete auf dem Telegraphenamt, als er die Bekanntmachung las, wonach Bulgarien junge Leute zur Ausbildung in Europa suche.

Welcher Afrikaner träumt nicht von Europa!

Patrick meldete sich für das Landwirtschafts-Studium, denn er sagte sich, daß er in den großen Ländereien seines Vaters solche Kenntnisse gebrauchen könnte.

In Zukunftsträumen sieht alles viel einfacher aus. Patrick erhielt das Stipendium der bulgarischen Regierung programmgemäß und fuhr voller Hoffnungen mit einer Anzahl anderer Afrikaner nach Europa. Von Landwirtschaft sahen sie dort allerdings nichts. Während einem vollen Jahr büffelten sie Bulgarisch. Das fiel ihnen sehr schwer. Dabei sahen sie bald, daß diese Sprache für sie eigentlich ohne praktische Bedeutung war. Dazu kam, daß sie von den Bulgaren abgesondert leben mußten.

Nach Ablauf des ersten Jahres war die Stimmung bei den Afrikanern unter dem Nullpunkt. Patrick war privilegiert: Er hatte von zu Hause genügend Reisechecks mitgenommen, um ein Billet in die Schweiz zu lösen, wo er einige Landsleute zu treffen hoffte. Die übrigen Studenten mußten ihre Ferien in Bulgarien verbringen, weil das Geld, das ihnen von der bulgarischen Regierung zur Verfügung gestellt worden war, wegen Devisenvorschriften nicht für Auslandreisen verwendet werden durfte. Im Laufe des vergan-

genen Winters kam es dann zu ernsthaften Schwierigkeiten zwischen den afrikanischen Studenten und der bulgarischen Regierung, worauf die meisten Afrikaner des Landes verwiesen wurden.

Dann war Patrick also in der Schweiz und staunte wie ein Kind über die vielen Autos, die schönen Geschäfte, den Betrieb in den Straßen. «Ich will nicht mehr zurück. Es ist mir ganz egal, was ich arbeiten muß, wenn ich nur hier bleiben darf», sagte er mir.

Erkundigungen an der ETH ergaben, daß seine Vorkenntnisse für ein Studium der Landwirtschaft ungenügend waren. Eine nachträgliche Maturität hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen, denn Patrick war immerhin schon 26 Jahre alt. Der Eintritt in eine landwirtschaftliche Schule kam auch nicht in Frage, da er noch keine praktischen Kenntnisse besaß.

Ich fragte bei verschiedenen Bauern an, ob sie ihn brauchen könnten. Einige fanden, daß sie die Arbeit schneller und besser allein verrichten würden, als wenn sie jemanden anlernen müßten. «Ja, wenn er schon ausgebildet und selbständig wäre! Und dazu noch ein Afrikaner! Man weiß ja nie, was mit solchen Leuten passiert! Schon mit Italienern ist es nicht immer leicht!»

Schließlich war ein Bauer im Aargau bereit, es mit Patrick zu versuchen. Aber es blieb beim Versuch.

Patrick war entsetzt, als er von morgens 5 Uhr bis 8.30 Uhr abends arbeiten mußte, und die Begeisterung für die Landwirtschaft war in weniger als zwei Wochen vollständig verschwunden.

In einem andern Kanton fand sich eine Stelle in einer Garage, und Patrick entschloß sich, in dieser Branche einen neuen Versuch zu machen. Diesmal war die Wahl glücklich. Der Garagebesitzer hatte seine helle Freude an dem fröhlichen Negerburschen, und der Benzinumsatz steigerte sich von Woche zu Woche.

Als nach einigen Monaten Patricks Vater in die Schweiz zu Besuch kam, wurde mit dem Garagebesitzer vereinbart, daß Patrick eine regelrechte Lehre als Automechaniker absolvieren könne.

Patrick verbringt nun seine ganze Freizeit mit dem Studium der deutschen Sprache, damit er der Gewerbeschule folgen kann. Stolz trägt er einen eleganten gelben Pullover, den ihm die Frau des Garagebesitzers gestrickt hat, und immer wieder lobt er den Einsatz seines Chefs, der den Mut hatte, trotz allen Einwänden von Behörden und Privaten, einen Lehrvertrag mit einem Afrikaner abzuschließen.

Herr und Frau Ebony

Herr Ebony, ebenfalls aus Westafrika, kam hierher, um Gemmologie (Edelsteinkunde) zu studieren, denn er hätte die Möglichkeit, in einer der zahlreichen Diamantminen seines Landes eine gut bezahlte Stelle zu bekommen.

Erkundigungen ergaben, daß ein Hochschulstudium in der Schweiz zu umständlich wäre, da er vorerst mehrere Jahre Geologie studieren müßte, bevor er sich auf Gemmologie spezialisieren könnte. Durch einen Goldschmied bekamen wir die Adresse des bekanntesten Diamantenfachmannes in der Schweiz, der mir mitteilte, daß nur in Amerika, England und Deutschland eine Ausbildungsmöglichkeit für Gemmologie bestehe. Ebony entschloß sich daraufhin, vorerst in der Schweiz zu bleiben, zu verdienen und daneben Deutsch zu lernen. Nach einem Jahr, so dachte er, wollte er dem Gemmologiekurs in Deutschland folgen, da dieser besser und kürzer sein soll als derjenige in England.

Er hatte in seinem Land eine verantwortungsvolle Staatsstelle bekleidet. Er mußte die kleinen Dörfer einer Gegend besuchen, die Häuser auf ihren baulichen Zustand kontrollieren und eventuell Geld zum Bau von neuen Häusern leihen. Später hatte er die neuen Gebäude zu begutachten und nach der Ernte die Rückzahlung der geliehenen Gelder entgegenzunehmen.

Als sein Freund ihm von den unbegrenzten Möglichkeiten der Schweiz schrieb, entschloß er sich, die Arbeit, die ihm wegen möglicher Raubtierüberfälle sehr gefährlich schien, aufzugeben und sich eine andere Position zu erarbeiten.

Zuerst wohnte Ebony nun in der Einzimmerwohnung seines Freundes, kaufte sich ein schönes Auto und nahm teure Deutschstunden. Seine Frau würde ihm dann schon wieder Geld schicken, sagte er.

Aber Frau Ebony schickte kein Geld. Sie kam selbst! In aller Eile hatte sie ihr Auto, die Wohnungseinrichtung und ihr Konfek-

tionsgeschäft verkauft und das kleine Söhnchen der Großmutter gebracht. Das Geld aus den Verkäufen mußte sie auf die Bank bringen, da sie es wegen Devisenvorschriften nicht über die Grenze nehmen konnte. Wenige Wochen nach ihrem Mann war sie hier, und damit begannen die Probleme.

Frau Ebony hatte in der Einzimmerwohnung keinen Platz mehr. Als Notlösung nahm ich sie in unser Gastzimmer, und ich versuchte, sie mit unseren Lebensgewohnheiten bekanntzumachen. Aber sie saß fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer, fror, blies Trübsal und wartete auf ihren Mann. Sie hatte sich vor ihrer Wegfahrt gar nicht vorgestellt, daß das Leben in der Schweiz überhaupt anders sein könnte als in ihrem tropischen Heimatland. Die Überraschung und der Schock

Der kleine Familienfilm

1) Erklärt Ehegemahl, koche heute etwas extrafeines zum Nachtessen. Nimmt Kochbuch aus dem Gestell.

2) Kochbuch hat Sonderkapitel: 25 Spezialrezepte von weltberühmten Küchenchefs.

3) Sagt, Mann solle aufpassen: Wiener Schnitzel mit Spargelspitzen à la . . .

4) Oder geräuchterter Lachs à la Norvégienne . . .

5) Oder Tournedos mit Burgundersauce . . .

6) Oder Ente mit Kastanienfüllung . . .

7) Und wie wäre es mit Forellen als Vorspeise und dann einen heissen Beinschinken?

8) Meint schliesslich: Schatz, nach all dem bin ich so satt, dass ich nichts mehr mag. Mache Dir einen Joghurt mit geraffelten Aepfeln.

waren fast zu viel für sie. Sie war unglücklich, aber fest entschlossen, ihren Mann nicht aus den Augen zu lassen.

Frau Ebony brauchte wärmere Kleider. Sie hatte einen guten Geschmack und kaufte sich nicht die billigsten Sachen. Und Herr Ebonys Geld schmolz wie der Schnee an der Sonne. Bald tauschte er sein schönes Auto gegen ein einfacheres und später nochmals gegen ein kleineres um. Von der Preisdifferenz konnten die beiden jeweilen wieder einige Zeit leben.

Schließlich blieb nichts anderes übrig, als daß Frau Ebony eine Stelle suchte. Da sie einen Konfektionsladen geführt hatte, interessierte sie sich besonders für Konfektion. Bald war sie als Näherin in einem solchen Betrieb untergebracht. Aber fast jeden Tag rief mich der Chef oder seine Sekretärin an: «Frau Ebony hat heute zu langsam gearbeitet, sie hat den Ausschnitt an der Bluse zu wenig spitz gemacht, sie war empfindlich, sie weinte, wenn man sie tadelte.» Der strenge Betrieb war für die heimwehgeplagte Frau anstrengend. Nach zwei Wochen gab sie die Arbeit auf und bat mich, ihr eine andere Stelle zu suchen.

Wir fanden nochmals ein Konfektionsatelier, wo sie sehr freundlich empfangen wurde und wo man ihr versprach, besonders geduldig mit ihr zu sein. Aber am nächsten Morgen, als sie die Arbeit hätte aufnehmen sollen, fühlte sie sich nicht wohl und blieb im Bett. Als sie dann einen Tag später erschien, wollte der Arbeitgeber sie nicht mehr aufnehmen . . .

Wir waren beide entmutigt. Sie blieb einige Tage zu Hause, um ihre Kleider und andern Habseligkeiten wieder in Ordnung zu bringen, und dann wagten wir einen dritten Versuch. Diesmal kam sie in eine Druckerei, wo sie Rechnungsformulare abzählen und in eine Schachtel legen mußte. Und wirklich, diese Arbeit verrichtete sie mit Begeisterung. Sie fühlte sich sicher, weil die Arbeit leicht zu bewältigen war.

Herr Ebony wurde geschätzter Mitarbeiter in einem technischen Labor und ist heute bereits damit beauftragt, die neueintretenden Schweizer anzulernen. Daneben lernt er eifrig Deutsch, um möglichst bald den Gemmologiekurs besuchen zu können.

Vor einigen Wochen brachte er mir ein Gemälde, das ein schweizerischer Kunstmaler von ihm gemacht hatte. Er war ganz empört, als der Maler ihm sagte, er wolle dieses Bild an eine Ausstellung geben und eventuell verkaufen. Schließlich war der Maler damit einverstanden, daß Ebony das Bild vorläufig behielt und bei mir aufbewahren ließ. Es ziert nun unser Eßzimmer und wirkt erstaunlich gut – obwohl es nicht bezahlt ist!

Vor einigen Tagen kam er wieder: sein Doppelzimmer war ihm gekündigt worden, weil die Vermieterin mehr Platz für ihre Familie brauchte. Glücklicherweise fanden wir bald eine möblierte Zweizimmerwohnung in der Nähe seines Arbeitsortes.

Zwei Tage später kam ein Telephon: Die Vermieterin rief an, um mir zu sagen, daß sie ganz überrascht sei. Diese Leute seien ja noch viel sauberer als wir Schweizer!

Emily, die Bäckerin

Emilys Gemahl hatten wir vor einigen Jahren in der Schweiz kennen gelernt. Er war Rechnungsrevisor an der heimatlichen Universität, sprach ein fehlerfreies Deutsch, das er in der Schule, im ehemals deutschen Togoland, gelernt hatte, lachte häufig und zeigte dabei seine zwei Reihen herrlich gesunder, weiß blitzender Zähne. Während seines kurzen Aufenthaltes waren wir gute Freunde geworden.

Als wir einige Zeit später nach Afrika fuhren, besuchten wir natürlich auch unsern Freund und lernten bei dieser Gelegenheit Emily kennen. Sie ist eine gemütliche, typisch afrikanische Matrone. Wenn sie uns durch die Straßen oder auf den Markt begleitete, tat sie dies mit einer solchen Würde, daß die andern Leute respektvoll zurückwichen.

Emily hatte schon seit langer Zeit mit Handeln, mit Kochen und Backen bei festlichen Anlässen etwas Geld verdient. Obwohl ihr Mann als Staatsbeamter ein regelmäßiges Einkommen hatte, war ihr der zusätzliche Verdienst höchst willkommen. Da ohnehin in ihrem Lande die meisten Ehefrauen berufstätig sind, war dies für sie die ideale Lösung, um Haushalt und Berufsarbeit zu verbinden.

Emily fand aber, sie möchte noch besser backen lernen, um einen Laden zu eröffnen und ihre Erzeugnisse insbesondere auch an die vielen Europäer in ihrer Stadt verkaufen zu können. Als wir in die Schweiz zurückkamen, fanden wir bald einen Bäcker, der bereit war, Emily für einige Monate anzulernen.

Eines Tages stieg Emily, dick und würdevoll, aus dem Flugzeug, und ihr Gemahl begleitete sie. Er hatte von der deutschen Gesandtschaft seiner Heimatstadt ein Stipendium bekommen, um einen Literaturkurs in Deutschland zu besuchen.

Zuerst behielt ich Emily einige Tage bei uns, damit sie sich an unsere Kost und unsere Lebensgewohnheiten anpassen lerne. Sie war trotz oder gerade wegen ihrer fünfzig Jahre eine wundervolle Frau, selbstbewußt, intelligent und tapfer. Dabei war es sicher nicht leicht für sie bei uns. Wenn wir zusammen durch die Straßen gingen, drehten sich manche Leute um, lachten über ihre Figur und machten Bemerkungen, daß ich über Emilys mangelhafte Deutschkenntnisse nur froh sein konnte! Wenn sogar Photoapparate gezückt wurden, machte ich mir eine Pflicht daraus, mich ostentativ vor Emily hinzustellen, damit schließlich das Knipsen unterblieb. Emily hatte recht: die «primitiven» Afrikaner im Busch, die noch nicht an Weiße gewöhnt waren, hatten sich bei unseren Besuchen bedeutend besser benommen als unsere ehrbaren Schweizerbürger.

Und dann begann Emilys Lehre. Jeden Morgen um 6 Uhr stand sie in der Backstube, half mischen, rühren, kneten, alles mit dem ihr eigenen Charme und liebenswürdiger Langsamkeit. Aber der gute Wille war da, und die Meistersleute hatten große Freude an der fröhlichen, zufriedenen und interessierten «Lehrtochter».

Emily hatte ihr Zimmer bei einer über 80-jährigen Dame, oben am Berg, etwa 15 Minuten zu Fuß von der Arbeit. Bald erklärte sie voll Stolz, daß dieser Berg für ihre Figur sehr gesund sei, sie werde durch die täglichen Märsche immer schlanker! Und dann kauften wir miteinander noch ein gutes Korsett, das sie noch schlanker werden ließ!

Einen großen Eindruck machte ihr die Zimmervermieterin, die trotz ihrem Alter noch Deutschunterricht gab und ihr Einfamilienhaus ganz allein, ohne Haushalthilfe, besorgte. Daß alte Leute so vollberechtigt und tatkräftig im Leben stehen, war für Emily neu. In Afrika werden alte Leute wohl in Ehren gehalten, sie verstecken sich jedoch, gehen kaum aus dem Hause und warten auf den Tod.

Inzwischen war Emily fast zu einer lokalen Berühmtheit geworden. Sie wurde von allen Seiten eingeladen, manchmal so oft, daß sie gar nicht überall hingehen konnte.

Der Schnee war für Emily eine Sensation. Zwar traute sie sich fast nicht mehr ins Freie am frühen Morgen, denn sie fürchtete auszugleiten. Aber daß sie dieses weiße Geschenk erleben durfte, freute sie außerordentlich. Schon malten wir uns zusammen aus, was sie wohl alles ihren Freundinnen in Afrika erzählen werde. Sie war nämlich ein prominentes Mitglied des christlichen Geschäftsfrauenvereins und die erste reifere Frau ihres Landes, die den Mut gefunden hatte, hier in Europa zu arbeiten.

Nach der Weihnachtszeit reiste Emily heim: Sie wurde plötzlich unruhig und fragte sich immer wieder, wie es wohl ihrem Mann gehe. Da sie sich davor fürchtete, das Flugzeug zu nehmen, entschloß sie sich für die Heimfahrt im Schiff.

Bald berichtete uns eine Auslandschweizer-

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE

Wo ist die Mutter?

Familie, daß Emily begeistert nach Hause gekommen sei, daß sie viel backe und ihre Produkte in ihrem großen Bekanntenkreis verkaufe. Später schrieb sie uns selbst, sie sei nun in ein anderes Haus umgezogen, sie wolle jetzt noch eine Knetmaschine kaufen und dann ihren Laden eröffnen! Bravo, Emily!

Liebe kennt keine Grenzen

Joseph wurde von einem studentischen Auskunftsbüro zu mir geschickt. Er suchte ein Zimmer und hatte kein Geld. So saß er denn vor mir, ein kleiner, lebhafter Krauskopf. Er hatte seine schweizerische Freundin mitgebracht: groß, geschwätzig und mit einem sehr derb anmutenden Wortschatz.

Beide erzählten mir nun ihre Geschichte: «Ich habe Marta in England kennen gelernt. Sie hatte kein Geld und kein Zimmer. Ich half ihr eine Stelle finden und lieh ihr all mein Geld, das ich mühsam als Werkstudent erarbeitet hatte. Als sie in die Schweiz zurückging, sagte sie, ich sollte ihr nachfolgen und dort studieren, sie werde für mich sorgen. Aber jetzt, wo ich da bin, will sie mich nicht mehr. Sie ist böse, schlägt mich und hat mich nachts in den Bahnhofwartsaal geschickt.» – «Joseph ist mir in England so nachgelaufen, daß ich nicht mehr ein und aus wußte. Schließlich habe ich das nächste Flugzeug genommen und bin heimgekommen. Jetzt hat er die Frechheit, mir hierher nachzulaufen und will, daß ich ihm noch mehr Geld leihe. Er ist ein grober Kerl. Ich will mit der Sache nichts mehr zu tun haben.»

Ich wußte nicht recht, wem glauben, und sagte daher jedem von beiden, daß ich es besser fände, wenn sie sich nicht mehr sähen. Joseph versprach ich, ihn vorläufig in meinem Gastzimmer einzuquartieren, falls er sich an die Bedingung halte.

Eine Stunde später kam er. Er hatte seine Koffer vom Bahnhof geholt, die so schwer waren, daß ich sie kaum einen Zentimeter vom Boden heben konnte. «Das sind meine Bücher. Ich will Internationales Recht studieren.»

Innert einer Woche hatte ich es erreicht: Joseph bekam eine gute Stelle als Aushilfe bei der Post, eine Arbeitsbewilligung und ein schönes Zimmer in einem Studentenheim. Der Heimleiter war auf meine Intervention hin damit einverstanden, daß die Miete erst nach Erhalt des ersten Lohnes bezahlt wurde, und er lieh Joseph sogar Geld, damit er die nötigen Lebensmittel kaufen könne.

Joseph kam jeden Tag, erzählte von seiner Arbeit, schimpfte über Marta und sagte immer wieder, er sei froh, daß nun alles so geregelt sei.

Nach zwei Wochen wurde er in eine andere Abteilung versetzt und erhielt den ersten Lohn. Er bezahlte damit einen Teil der Schulden im Studentenheim, ging zum Coiffeur ... und mußte sich unbedingt einen eleganten Hut kaufen, weil er jetzt an den geschorenen Kopf fror! Das ganze Geld war weg.

Es dauerte keine Woche, und ich bekam ein Telephon von der Postdirektion: «Joseph mußte fristlos entlassen werden. Er war seinem Chef gegenüber frech.»

Und dann kam auch Joseph: «Ich muß Ihnen etwas Unangenehmes sagen. Ich weiß nicht, wie es passiert ist, es muß ein Mißverständnis sein, ich habe überhaupt nichts gesagt.» Auf meinen Rat hin ging er zum Chef, um sich zu entschuldigen, aber man wollte ihn nicht mehr beschäftigen. Der Personalchef war auch nicht mehr gewillt, ihn in eine andere Abteilung zu versetzen.

Nun begann eine schlimme Zeit. Stundenlang, tagelang telephonierte ich da und dorthin, aber nirgends wollte man einen Afrikaner ohne Deutschkenntnisse beschäftigen. Strenge körperliche Arbeit kam ohnehin nicht in Frage, auch keine Arbeit im Freien, da Joseph die Kälte nicht ertrug.

Inzwischen hatte sich, nach einer Unterredung mit dem Dekan der juristischen Fakultät, herausgestellt, daß die Möglichkeiten für sein weiteres Studium denkbar schlecht waren: Das schweizerische Rechtsstudium ist vom englischen sehr verschieden. Wenn man noch die Sprachschwierigkeiten dazu rechnete – Joseph hatte während seines einmonatigen Aufenthaltes praktisch keine Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht – hätte ein Studium in der Schweiz eine unnötige Verzögerung von mehreren Semestern bedeutet. Und ... mit jedem Tag, den Joseph länger hier in der Schweiz weilte, wuchs sein Schuldenberg im Studentenheim.

Meine ganze Überredungskunst mußte ich einsetzen, um Joseph klar zu machen, daß ein weiteres Verbleiben in der Schweiz keinen Sinn habe und daß er so schnell als möglich nach England zurückkehren sollte, um vor-

erst seine Studien zu beenden. Von verschiedenen Institutionen konnte ich das Geld für die Rückreise und zur Deckung der wichtigsten Schulden aufbringen. Und an einem schönen Morgen ging ich mit Joseph auf den Bahnhof, um das Billet zu kaufen.

An diesem letzten Tag geschah es: Marta hatte Joseph gesucht und schließlich im Studentenheim gefunden. Sie feierten Wiedersehen und Versöhnung. Marta begriff nicht, warum ihr Neger wieder weggehen müsse, und Joseph geriet darauf in Wut, weil er fand, ich allein sei an dieser grausamen Trennung schuld.

Einige Tage später bekam ich einen langen, gehässigen Brief aus England. Joseph bezichtigte mich der «Einmischung in fremde Angelegenheiten», und er teilte mir mit, daß er sich noch vor seiner Abreise mit Marta verlobt habe und sie baldmöglichst heiraten werde. Er werde wieder in die Schweiz kommen, aber nicht mehr als Student, sondern als Diplomat, und dann werde er sich an mir rächen . . .

*

Für alle diese Menschen ist die Schweiz neu. Klima, Tradition, Umwelt, Lebensbedingungen und Religion sind in ihrer Heimat ganz anders. Sie müssen sich vielem Ungewohntem anpassen. Sie freuen sich, wenn jemand an ihrem Schicksal Anteil nimmt, aber sie sind empfindlich auf dumme Scherze und Bemerkungen und wittern sogar oft etwas Abschätziges, wo es gar nicht so gemeint war. Schon auf die Bezeichnung «Neger» reagieren sie sehr sauer. «Afrikaner» ist ihnen lieber.

Ich glaube, auch wir Schweizer kennen das Rassenproblem. Auf alle Fälle fühlen sich die Afrikaner bei uns fast wie in einem Schaufenster: man dreht sich nach ihnen um, man macht laute Bemerkungen, wenn sie mit einem Mädchen ausgehen, man reklamiert, wenn schwarze Freunde zu ihnen zu Besuch kommen, und man überlegt sich oft zehnmal, ob man das Zimmer nicht doch lieber an einen Weißen vermieten will!

Manchmal scheint es mir, daß wir uns ein ganz falsches Bild von einem Neger machen. Immer wieder habe ich es erlebt, wie diese Menschen in ihren Gefühlen doch sehr ähnlich sind wie wir. Schmerzen, Sorgen und Einsamkeit tun ihnen genau so weh wie uns. Liebe und Freude sind nicht anders. Unseren Ehrgeiz können sie vollauf verstehen.

LA KON ISCH

VON HEINRICH WIESNER

Wir danken der Schönheit mit Bewunderung.

Takt ist die Aura des Herzens.

Wunder. Die Kausalität zerbricht sich den Kopf.

Er geht mit der Zeit. Daher sein Schwindelgefühl.

Die Leute, die zu uns kommen, sind auch nicht etwa in Baströcklein und Strohhütten aufgewachsen. Sie kommen meist aus modernen Städten mit Verkehr, Wohnblöcken und gepflegten Gärten, aus Wohnungen mit Kühlschrank, Bad und Klimaanlage. Der Unterschied ist nicht so riesig groß, wie wir uns das vorstellen.

Weder die Vielweiberei noch der Schmutz des Alltags sind bei ihnen an der Tagesordnung. Sie leben und denken mindestens so sauber wie wir Schweizer im Durchschnitt. Und sie verstehen es nicht, wenn etwa ein Mieter aus dem oberen Stock die Afrikaner im untern Stock derart kontrolliert, daß er geflissentlich alle schwarzen und weißen Besucher vermerkt, die ein- und ausgehen, die Zeit, die sie in der fremden Wohnung verbracht haben, und die Nummern der Autos, mit denen sie angekommen sind, notiert – und dann zum Schluß kommt: «Hier muß man die Polizei avisieren, das ist ja ein Bordell!» Und wenn man der Sache nachgeht, stellt sich dann heraus: Das waren lauter Besuche von Verwandten!

An solchen Beispielen können wir etwas lernen: Entwicklungshilfe ist wohl nicht nur vom Geld, sondern vor allem auch von Menschen abhängig. Mit Geld können wir uns nicht von dieser persönlichen Verpflichtung loskaufen. Wir müssen als ganze Menschen für diese Menschen da sein!

Freilich suche ich Wohnungen und am liebsten ein ganzes Haus für meine Schützlinge. Noch viel mehr aber suche ich den guten Willen.